

Die Frau des Kantors

*Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
dem hellen Morgenstern.
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheiniet
auch deine Angst und Pein.*

Text: Jochen Klepper Melodie: Johannes Petzold

Unsere Geschichte handelt in schwerer Zeit und wird darüber berichten, wie diese von einer außergewöhnlichen Frau durchschritten und durchlitten wurde, aber auch wie die lange Nacht, die über unserem Land lag, nach schlimmen Ereignissen sich doch schließlich aufhellte und der Morgenstern am Himmel wieder wahrgenommen werden konnte. Es war die Zeit des Faschismus, die des Krieges. Es folgten die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre, die darüber hinaus auch von Krankheit, ja von der Begegnung mit dem Tod gezeichnet waren. Dem Erzähler ist einiges davon, was diese ungewöhnliche Frau zusammen mit ihrer Familie durchlebte, aus seiner frühen Kindheit gut in Erinnerungen geblieben, manches ist ihm aber auch aus Berichten anderer, vor allem denen seiner Mutter, der Freundin unserer Protagonistin, zur Kenntnis gelangt.

Die P.s waren unsere Nachbarn, unser Gegenüber auf der anderen Straßenseite, jene im Schulhaus, wir im Pfarrhaus, beide nahe der Kirche, im Mittelpunkt einer dörflichen Gemeinschaft. Trotz der noch Großteils intakten ländlichen Traditionen und der Abgeschiedenheit des Ortes waren in jener Zeit neben der überall umhergehenden Not politische Faktoren einschließlich des furchtbaren Krieges (aus dem mein eigener Vater nie zurückkam) von immenser, ja existenzieller Bedeutung.

Eine kurze Bestandsaufnahme: Wir wollen die zu Beschreibenden hier beim Vornamen nennen, Hiltrud und Johannes. Sie hatten ihre Familie kurz vor dem Krieg gegründet, sie als christliche Gemeindehelferin, er als Lehrer für Musik und Kantor in verschiedenen Dörfern, zuerst im Vogtland, dann hier im Erzgebirge. Schon während seines Studiums, danach durch seinen Beruf als Lehrer und Musiker war Johannes aufgrund von Gleichschaltungsfomalitäten in den nationalsozialistischen Strudel hinein geraten. Dieses hatte zu einer wohl unkritischen oder auch unbedachten Parteimitgliedschaft geführt, während seine Frau Hiltrud kritischen Auges die Machenschaften der Nazis sehr früh erkannt hatte, entsprechende Signale setzte, die zur Richtschnur im Verhalten der Beiden werden sollten. Sie hatten sich an der bekennenden Kirche orientiert und waren deswegen mit der Gestapo in Konflikt geraten. Zu Beginn des Krieges erfolgte des Johannes Einberufung, jedoch stellte sich nach dem ersten Feldzug, der ihn nach Belgien und Frankreich geführt hatte, heraus, dass er an Tuberkulose erkrankt und deswegen sowohl als Soldat als auch als Lehrer dienstuntauglich war. Das Schicksal eines chronisch Kranken mit fatalen Rückwirkungen auf seine Familie nahm seinen Lauf. Die gan-

ze Last der schwierigen Zeiten lag auf den Schultern der Frau. Zwei Jungens der Familie P. wuchsen etwa gleichaltrig mit mir und meinen Geschwistern auf. Sie wurden unsere Spielkameraden und Freunde.

Wenn ich nun die Hiltrud P. im Folgenden beschreibe, ist mir bewusst, dass dabei manche von den in Erinnerung gebliebenen Eigenschaften stärker, andere weniger bedeutsam ausgeprägt gewesen sein mögen und sich solche natürlich ändern konnten, so wie die Umstände des Lebens in diesen schweren Zeiten von Tag zu Tag wechselten. Ein endgültiges Bild wird sich, so hoffe ich, der Leser am Schluss der Geschichte, insbesondere nach Schilderung der verschiedenen Ereignisse, selbst machen können, aber trotzdem soll an dieser Stelle versucht werden, eine orientierende Profilskizze zu erstellen: Eine kluge Frau, kreativ mit ausgeprägter künstlerischer Ader, von lebhaftem Wesen, nicht ohne analytische Fähigkeiten, immer bereit, ihr Schicksal ggf. auch gegen den Mainstream selbst in die Hand zu nehmen, risikobereit mit Neigung zu Experimenten, aber oft auch ruhelos, an der Grenze zu dem, was man gemeinhin als umtriebiger bezeichnet und ein bisschen neugierig. Ansonsten war sie musisch begabt, spielte Klavier, komponierte ein wenig, schrieb Liedtexte und Gedichte. Ihre Religiosität wollen wir hier nicht beurteilen. In der Kirche sah man sie eher selten und das wohl deshalb, weil es nicht ihre Art war, vom Pfarrer sich vorschreiben zu lassen, was sie zu glauben, zu tun oder zu lassen habe.

Wenn wir nun aber chronologisch vorgehen wollen, sind es zuerst die Kriegsjahre, die uns beschäftigen werden. Die Familie P. war – je nach Wertung der Umstände – scheinbar in einer besseren Lage als so manch andere, da Johannes aus gerade genannten Gründen nicht mehr „ins

Feld ziehen“ musste. Allerdings wurden die Zeiten, die er zuhause verbringen durfte, immer wieder durch längere Aufenthalte in verschiedenen Heilstätten unterbrochen. Dort kurierte man mit viel Ruhe, reichlichem Essen und frischer Luft, an der man mit bloßem Haupt spazieren ging. Wer den „Zauberberg“ von Thomas Mann gelesen hat, kennt das Szenario. Wir Kinder waren fast ein bisschen neidisch auf solcherlei Vorzüge, insbesondere natürlich wegen des guten Essens. Zudem durften wir zu den Zeiten der Abwesenheit des Familienvaters mit seinen Kindern in deren Wohnung spielen, was uns ansonsten verwehrt war, besonders dann, wenn sich herumgesprochen hatte, dass der Erkrankte wieder einmal „offen“ sei. Ausnahmen mussten dann gemacht werden, wenn wir uns bei dem regelmäßig wiederkehrenden, nächtlichen Bombenalarmen in den Luftschutzkeller flüchten mussten. Nur unser Haus hatte einen einigermaßen sicheren, gemauerten, geräumigen Erdkeller mit mehreren in sich verschlungenen Gängen. Und dort war's dann so richtig schön! Außer der Familie des Kantors eilten noch weitere Nachbarn herbei. Jedes der Kinder brachte seine Spielsachen mit, auch Kriegsspielzeug, wie zum Beispiel Panzer zum Aufziehen, die alsbald über den groben Steinboden hoppelten, kleine U-Boote, Kanonen oder Luftgewehre. Ganze Armadas von Zinnsoldaten wurden im Sand, der an sich zum Abdecken der eingelagerten Möhren diente, gegeneinander positioniert. Frau P., ebenso auch meine Mutter, hatten uns allerdings solche Arten von Spielen verboten und es gab jedes Mal kleine Kämpfe darum, ob wir uns am Spiel mit militärischen Gerät beteiligen durften oder eben nicht. Irgendwann schliefen wir alle dicht aneinander gedrängt auf unseren Matratzenlagern ein.

Noch ehe der Morgen graut, kommt die Entwarnung. Wir werden geweckt. Wir stehen in der doppelflügeligen, geräumigen Haustüre des Pfarrhauses. Während meine Mutter schon nach oben geeilt ist, nahmen Hiltrud und Johannes P. ihren ältesten Sohn und mich an die Hand. Unsere Blicke gingen nach Osten und wir sahen dort einen blutroten Himmel, einen riesigen Feuerschein und es war dieses nicht die aufgehende Sonne. Die zwei Worte „Dresden brennt!“ sind mir seitdem in mein frühes Gedächtnis wie eingebrannt. Dresden war mehr als einhundert Kilometer von unserem Dorf entfernt. Man schrieb den 14. Februar 1945. Bei aller Furcht und Ungewissheit erinnere ich mich deutlich – und dieses ist eine meiner ersten festen Kindheitserinnerungen – wie mich trotz allem und indem ich fest an der Hand gehalten wurde, eine tiefe Geborgenheit durchströmte.

*Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.*

Diesen (letzten) Text von Dietrich Bonhoeffer, in die alte Schreibmaschine der Hildegart P. in gotischer Schrift (und für die Maschine typischem verklecksten „e“) eingetippt, hatte meine Mutter von ihrer Freundin in jener Zeit (wohl heimlich in konspirativer Weise) zugesteckt bekommen.

Der Krieg ging zu Ende, die Not blieb, nahm in den ersten Nachkriegsjahren noch zu, insbesondere wenn man die Versorgung mit Lebensmitteln betrachtet. Und eben damit war es bei der armen Kantorenfamilie schlecht

bestellt. Weit verbreitet und auf dem Land fleißig geübt wurden die aus dem Mangel geborenen Praktiken des Ährenlesens und des Kartoffel-Stoppeln. Beides war meist nicht sehr ergiebig, da die Felder von den Bauern gründlich abgeerntet worden waren. blieb noch das Sammeln von Beeren und Pilzen im Wald. Und gerade diese damals zur Ernährung ausgesprochen nützlichen und notwendigen Gepflogenheiten brachten in jenem Nachkriegssommer großes Ungemach über die Familie P. Im Zusammenhang mit dem Sammeln von Heidelbeeren wurde immer wieder vor Schlangen gewarnt. Insbesondere an den Waldrändern aalten sich häufig Kreuzottern, gut getarnt auf Feldsteinhäufen oder im Unterholz einher schleichend. Und prompt traf es auch unsere mutige und forsche Hildegard mit einem bösen Biss in die Hand. Die Folgen: Schmerzen wie ein Pferd, Schwellung und dunkle Verfärbung wie die Tatze eines Bären; nach einigen Tagen schuppte sich der ganze Arm in großen Hautfetzen, so wie die Schlange selbst sich häutet. Nach gut einer Woche war dann die Sache überstanden!

Der Sommer aber war noch nicht vorüber, als es noch schlimmer kam. Jetzt allerdings nicht mehr so ganz unverschuldet: Die Pilze! Jedes Kind wusste, es gibt die essbaren und die giftigen, und die zuletzt genannten gehörten eben nicht in das Körbchen, auch wenn es noch so lange dauerte, bis dieses sich endlich gefüllt hatte. Bald waren die gut erreichbaren Teile der weiten Wälder abgesucht. Gute Pilze fanden dann nur noch die alten Frauen, die ihre geheimen, wohlgehüteten Pilzflecken im Dickicht des tiefen Waldes kannten. Und zu denen gehörte die Hiltrud nicht. Sie stieß aber bei ihren Streifzügen immer wieder auf den von anderen Pilzsammlern verschmäh-

ten Satanspilz (auch Hexenröhrling genannt), von dessen Giftigkeit jeder wusste. Es sprieselten allerorts davon wahre Prachtexemplare aus dem weichen Waldboden, prall und verlockend ähnelten sie den schönsten Maronen oder – fast zum Verwechseln – auch den beliebten Butter- oder Steinpilzen. Jedoch sortierten die Alten, die Pilzkennerinnen, zu denen man sich üblicherweise nach der Rückkehr aus dem Wald zur Überprüfung der Ernte begab, solche hochgefährlichen Exemplare mit dem blau-rot geflammten Stil sorgfältig und entschieden aus. Nicht so die Hiltrud. Sie hatte fast einen ganzen Korb davon gesammelt, kochte sie gut und lange und verzehrte sie, sicherheitshalber natürlich erst mal allein. Das brachte ihr einige Tage Krankenhaus ein und es soll dabei ziemlich knapp zugegangen sein. Eine böse Klatsche für die experimentierfreudige Hiltrud! War es nur die Not oder doch die Neugier, die Lust an Veränderungen der wie in Stein gemeißelten Maßregeln und Traditionen? Die Kommentare ließen dorfauf, dorfab nicht lange auf sich warten. Sie reichten von typisch über leichtsinnig und unverantwortlich bis hin zu verrückt und Schlimmerem.

Soviel zu den melodramatischen Episoden unserer Protagonistin, beziehungsweise das, was mir davon in Erinnerung geblieben ist.

Im Folgenden wollen wir uns nun dem kreativen Teil des Schaffens der Hiltrud P. zuwenden. Dazu gehörte vor allem das von ihr geschriebene „Hermannsdorfer Krippenspiel“, bereits damals nicht nur fest in die weihnachtlichen Traditionen des Dorfes eingebunden, sondern über dessen Grenzen hinaus bekannt und geschätzt. Es lag in gedruckter Version vor. Dieses weihnachtliche Schauspiel kam nach wochenlangen Proben mit den Kindern des

Ortes alljährlich in der Dorfkirche zur Aufführung, zur Christvesper am Heiligabend und ein weiteres Mal zur Frühmette am ersten Weihnachtsfeiertag, morgens um 5 Uhr. Der Ort lag noch tief im Dunkeln, lediglich aus den Kirchenfenstern drang Licht in die kalte, klirrende Nacht hinaus. Ein bewegendes Schauspiel, wie dick verummte Menschen in kleinen Gruppen mit ihren Laternen auf tief verschneiten Wegen zur Kirche hinzogen. Drinnen strahlten von zwei übergroßen Tannenbäumen zahlreiche Kerzen ihr weihnachtliches Licht in den Altarraum, während die großen Kandelaber des Kirchenschiffes mit dem Duft des verbrennenden Bienenwachses trotz winterlicher Kälte eine traulich-warme Atmosphäre verströmten. Sobald die Bänke sich gefüllt hatten, flackerten aus den Reihen des ganzen Kirchenraumes zahlreiche Lichtchen, denn jeder der Eintreffenden hatte seine Kerze aus der Laterne genommen und vor sich auf der Ablage mit einem kleinen Halter oder einem Tröpfchen Wachs befestigt.

Das Spiel konnte nun unter der Leitung der Autorin (in späteren Jahren unter der meiner Mutter) beginnen. Zahlreiche fleißige Näherinnen des Ortes hatten keine Mühen gescheut, die Figuren mit typischen und wahrhaft prächtigen Gewändern auszustatten. Die Jungfrau Maria saß in einem leuchtend roten, weiten, langen Kleid und mit einem über den Kopf gezogenen, dunkelblauen Umhang neben der Krippe. Der reiche Faltenwurf des Gewandes hätte so manchem barocken Maler oder Bildhauer das Herz höher schlagen lassen. Die Hirten mit ihren gekrümmten Stäben trugen warme Jacken aus Schafsfell. An Pracht nicht zu übertreffen waren die drei Könige aus dem Morgenland mit ihren golden und silbernen verzierten, langen, bunten, seidigen Gewändern und auf-

wendigen Kronen. Der letzte von den Dreien wurde im Gesicht mit Ruß bemalt (eine seltene Ausnahme von den kindlichen Maßregeln zur Sauberkeit). Ein Kreis kleiner in Weiß und Gold gekleideter Engel umgab die Szenerie.

Die von den Kindern gespielte und in deren typischer Diktion vorgetragenen Weihnachtsgeschichte wurde immer wieder durch beliebte Weihnachtslieder, die von der ganzen Gemeinde mitgesungen wurden, aufgelockert und diese so in die Mette einbezogen. Solches wurde noch dermaßen vertieft, indem am Ende alle vortreten und an der lediglich mit einfachem Stroh gefüllten, aus rohem Holz gezimmerten Krippe vorbeiziehen durften.

Die einzigen Erwachsenen, für die das Krippenspiel eine aktive Rolle vorsah, waren die Figuren der sogenannten „Suchenden“, die von der Autorin kunstvoll in das Geschehen eingewebt worden waren. Dafür wählte man gerne ein Ehepaar aus, das nicht zum inneren Kreis der Kirchgänger zählte. So wurde in diesem Jahr der Leiter der Schule, ein sozialistischer Junglehrer zusammen mit seiner Ehefrau gebeten, aus dem Publikum heraus vorzutreten und diesen Part zu spielen. Und so geschah es auch (nicht ohne Verwunderung bei einigen der Anwesenden auszulösen). Es stellte sich später heraus, dass die Frau, die wohl noch starke Bindungen an ihre christliche Vergangenheit in sich trug, ihren Mann dazu überredet hatte, die Rolle zu übernehmen und die Fragen nach dem Sinn der Weihnacht und der Geburt Christi (öffentlich!) zu stellen. Und das hatte Folgen. Keine angenehmen. Nachdem der Bericht darüber der Partei zugetragen worden war, wurde der junge Rektor strafversetzt und zum einfachen Lehrer zurückgestuft.

Es gingen Jahre ins Land, und auch diese waren bei Gott keine guten. Die Krankheit des Johannes P.

drückte mit ihrem wechselhaften Verlauf und den immer wiederkehrenden Schüben allem Geschehen einen schweren Stempel auf. Zudem wurde die ganze Familie von einer Typhusinfektion heimgesucht. Trotzdem war es zu weiterem Zuwachs gekommen. Ein liebes Mädchen brachte einen hellen Strahl Sonnenschein ins Haus. Das Kind wuchs heran und gerade als es so weit war, sich auf der Straße zusammen mit uns Älteren an den Hüpfspielen, die wir mit Kreide in den Staub der Dorfstraße gezeichnet hatten, zu versuchen, geschah es, dass die Kleine krank wurde, schwer krank. Sie verstarb innerhalb weniger Tage. Die gefürchtete tuberkulöse Gehirnhautentzündung der Kinder! Über die Infektionsquelle brauchte man nicht lange rätseln. Der absolute Tiefpunkt im Leben des Ehepaares P. war erreicht. Man legte das Kind in einen weißen Sarg, zur Zeremonie des Begräbnisses erschien das halbe Dorf. Auch wir Kinder begleiteten den Trauerzug und mussten erleben, wie dieser kleine weiße Sarg in die vollständig mit Tannengrün ausgeschmückten Wände des Grabes gesenkt wurde. Aber war nicht der Tod eine dunkle, eine schwarze Angelegenheit? Und so empfanden keineswegs nur wir Kinder, vielmehr auch die Eltern und mit diesen die ganze Gemeinde durch die weiße, reine Farbe nicht nur Trost, verspürten vielmehr auch einen Hoffnungsschimmer gleich einem hellen Lichtstrahl, der in die Ewigkeit aufgebrochen war.

Nach diesem schweren Schicksalsschlag setzte man dann doch alles auf eine Karte, um mit der schweren Lungenerkrankung des Johannes P. fertig zu werden, woran die Frau des Kantors eine treibende, ermunternde Rolle spielte. Eine Operation wurde angesetzt, was damals natürlich nicht

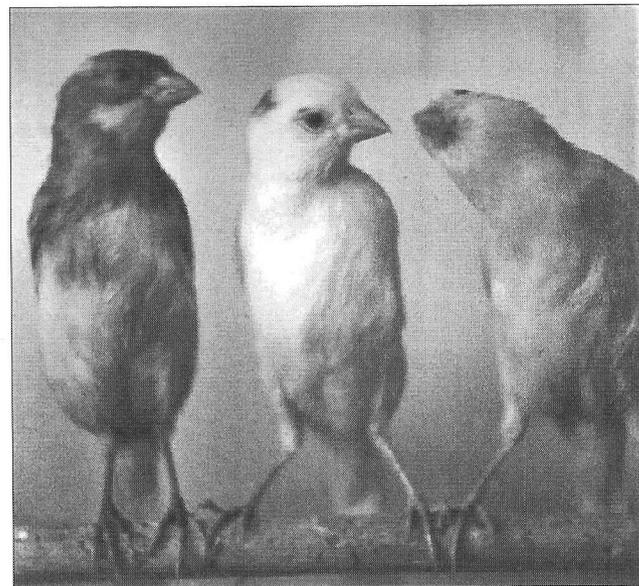
ohne Risiko abging. Ein Lungenflügel wurde entfernt. Der Patient erholte sich, der Zustand besserte sich zusehends, sodass zunächst ein normales Familienleben wieder möglich und bald sogar eine – wenn auch noch eingeschränkte – Arbeitsfähigkeit erreicht wurde. Es wurde wieder komponiert, man bemühte sich um einen neuen Arbeitsplatz und die Kantorenfamilie siedelte in eine thüringische Stadt um. Schließlich war Johannes P. in einschlägigen Kreisen kein Unbekannter. Er avancierte zum Kirchenmusikdirektor und wurde als Dozent an eine Musikschule berufen.

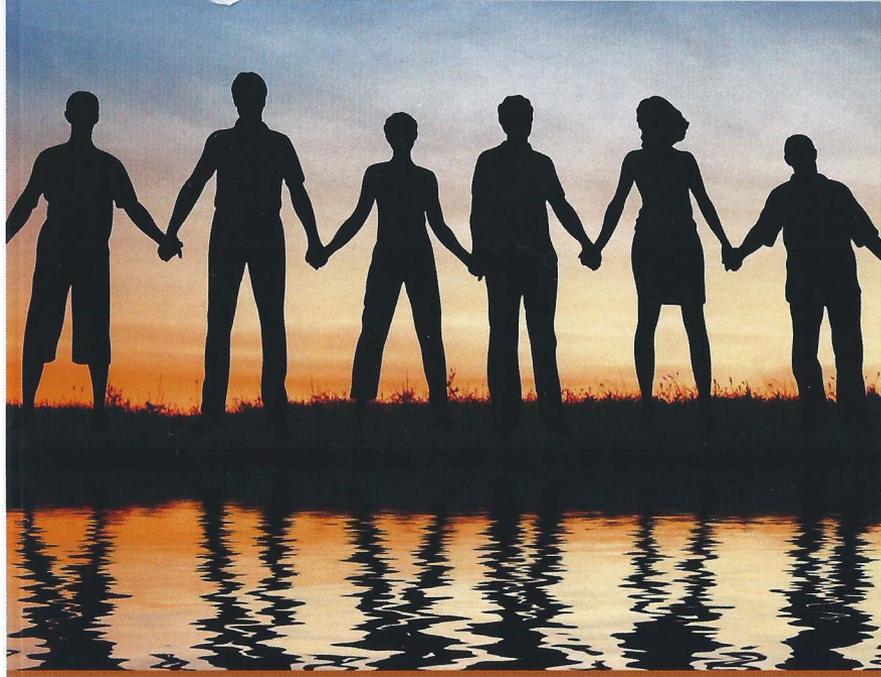
Wir besinnen uns auf den Anfang der Geschichte und erleben, wie der Morgenstern die dunkle Nacht besiegt. Wenn wir – nun am Ende angelangt – eine Rezeption abgeben wollen, müssten wir uns zuerst fragen, warum die Geschichte den Titel „Die Frau des Kantors“ trägt, während der Teil der Familie, der den Namen P. wohl für alle Zeiten in die Musikgeschichte eingetragen hat, der des Johannes ist, vor allem durch die Vertonung des bekanntesten aller neuen Kirchenlieder „Die Nacht ist vorgedrungen“. Es hat die Aufnahme in alle gängigen Gesangbücher gefunden, und man kann nunmehr im Verzeichnis der Komponisten den Namen des Johannes P. neben denen von Martin Luther oder J. S. Bach lesen. Nach allem, was wir von der Familie wissen und miterlebt haben, war es jedoch die Hiltrud, die – abgesehen von ihren eigenen Veröffentlichungen – immer wieder für die nötige Inspiration sorgte. Keiner von uns wird ihren Anteil am P.-schen Werk wohl exakt beurteilen können. Aber ist es nicht so, dass außergewöhnliche Frauen – obwohl nicht immer mit Namen genannt – gleich Puppenspielern sowohl die das Schicksal bestimmenden als auch die kreativen Fäden fest in der Hand halten?

Das junge Vöglein im Geäst
hielten fröhlich zwitschernd sich fest,
bis ein Wind dreinblies
und eines hinunterstieß –

Das jüngste, weiße – ihr hattet's lieb,
wolltet, daß imm' er es bei euch blieb –
doch es flattert' und fiel
zur Erde nieder – Ganz still

liegt's nun dort unten in kleinem Grab.
Doch – Wunder! – aus den Wolken herab
dringt sein jubelndes Lied
das euch himmelwärts zieht –!





Gottfried Horbaschk

Sechs Geschichten

Was uns Menschen umtreibt

novum